

Sozialer Wandel als "Modernisierung": Problematik eines Konzepts

Wiswede, Günter; Kutsch, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wiswede, G., & Kutsch, T. (1979). Sozialer Wandel als "Modernisierung": Problematik eines Konzepts. In J. Matthes (Hrsg.), *Sozialer Wandel in Westeuropa: Verhandlungen des 19. Deutschen Soziologentages in Berlin 1979* (S. 412-422). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-136660>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Günter Wiswede

Thomas Kutsch

Sozialer Wandel als "Modernisierung" - Problematik eines Konzepts

Es kann hier nicht darum gehen, das gesamte Spektrum bisheriger Modernisierungsforschung zu umreißen oder ihre Ergebnisse im Detail abzuhandeln und zu bewerten. Auch ist eine Stellungnahme zum Modernisierungskonzept "als solchem" immer problematisch, weil sie im Hinblick auf differentielle Ansätze entschieden zu pauschal wäre. Ohne die prinzipielle Fruchtbarkeit modernisierungstheoretischer Konzepte zu leugnen, befassen wir uns in folgendem mit einigen Gefahren im Sinne möglicher Fallgruben, denen einige der am meisten verbreiteten Modernisierungstheorien tendenziell unterliegen. Dies schließt nicht aus, daß viele der genannten Bedenken auf bestimmte Ansätze nicht oder nur mit zusätzlichen Einschränkungen zutreffen. Diejenigen, die ein bestimmtes Modernisierungskonzept vertreten und verfolgen, werden daher möglicherweise in der schönen Lage sein, die Stichhaltigkeit der Argumentation bezweifeln zu können oder aber zu finden: "Gerade diesen Fehler habe ich streng vermieden."

Ein erster Kritikpunkt, den wir formulieren möchten, besteht darin, daß der Begriff Modernisierung unpräzise ist, inkonsistent verwendet wird und vermutlich nicht wertfrei zu fassen ist. Wir werden sodann zu zeigen versuchen, daß diese Mängel der begrifflichen Bestimmung zu ganz bestimmten perspektivischen Einengungen führen, die für das Modernisierungskonzept weithin typisch sein dürften.

Unpräzise: Das heißt in diesem Zusammenhang, daß Soziologen gewöhnlich nur sehr vage umschreiben, was sie mit Modernisierung eigentlich meinen. Fest scheint wohl nur zu stehen, daß der Begriff Modernisierung eine wesentliche Qualität sozialen Wandels bezeichnen soll; aber welcher Art diese nun genau ist und wie sie gegenüber Wandel schlechthin abgegrenzt werden kann, darüber erfahren wir meist nichts Genaues. Soweit wir sehen, gibt es bis heute kein

trennscharfes Kriterium dafür, ab wann eine soziologische Studie "schon" modernisierungstheoretische Qualitäten hat oder "noch" (bzw. "nur") eine Analyse sozialen Wandels darstellt.

Inkonsistent: Hiermit ist gemeint, daß mit der Unschärfe des Begriffes zugleich das Fehlen einer konsistenten Eingrenzung der jeweiligen Forschungsinhalte verbunden ist. Verschiedene Autoren verfahren so, daß sie eine Reihe bestimmter Entwicklungstendenzen, die sie für besonders relevant erachten, zu bestimmten Syndromen zusammenfassen, indem sie etwa festlegen, daß die Tendenzen der Differenzierung, Technisierung, Industrialisierung oder Rationalisierung zusammengenommen die wesentlichen Dimensionen der "Modernisierung" ausmachen. Darüber hinaus werden jedoch auch kausale Verknüpfungen hergestellt, indem etwa behauptet wird: "Urbanisierung führt zur Modernisierung der Lebensstile", oder indem ausgesagt wird: "Als Faktoren der Säkularisierung können vor allem die Rationalisierung und die Urbanisierung angesehen werden". Nicht immer ist dabei klar, ob es sich wirklich um kausale oder vielleicht doch nur um definitorisch-klassifikatorische Aussagen handelt, und nur allzuoft geraten solche Sätze in die Nähe der Tautologie, sofern nämlich nicht spezifiziert wird, was genauer unter "Säkularisierung" oder "Rationalisierung" usw. verstanden wird und wie beides unabhängig voneinander gemessen werden kann.

Vielfach jedoch - und dies scheint uns die gängigere Praxis - entscheidet man sich für eine ganz bestimmte Entwicklungstendenz, die als zentral angesehen wird und in deren Schlepptau man dann eine ganze Reihe weiterer Entwicklungstrends angeordnet sieht. So wird häufig mit operationalen Größen wie: Industrialisierung, Rationalisierung, Urbanisierung, Optionszunahme usw. gearbeitet, ohne daß der Stellenwert solcher zentraler Dimensionen für das ganze Konzept aufgezeigt wird und ohne daß solche Konzepte untereinander in unmißverständliche Relation gebracht werden. Dabei erscheint uns auch zweifelhaft, ob der von der funktionalistischen Schule - hier insbesondere von Parsons, von Eisenstadt oder von Smelser - in den Vordergrund gerückte Begriff der Differenzierung für sich genommen bereits erklärende Bedeutung hat. Ausdrücke wie "Differenzierung" oder auch "hochdifferenzierte Gesellschaft" dürften wohl eher ein Programm der Forschung umreißen und erste heuristische und deskriptive Hinweise vermitteln. Eisenstadt selbst hat betont, daß solche Begriffe weder die konkreten Resultate beschreiben noch unmittelbar zur Erklärungsleistung beitragen. Unklar bleibt vielfach auch, ob der Differenzierungsbegriff

jeweils als Klassifikationsprinzip im Sinne einer Tendenzaussage verwendet wird, ob er im Rahmen kausaler Analyse als abhängige Variable, etwa als Konsequenz bestimmter Wandlungsvorgänge, oder aber umgekehrt als unabhängige Variable, die als Auslöser bestimmter Wandlungsvorgänge - etwa im Sinne erhöhter Anpassungskapazität - in Erscheinung treten soll, bestimmt wird. Jenseits der beschreibenden und klassifikatorischen Ebene scheint uns dieser Begriff hauptsächlich in der Sinngebung von "Differenziertheit" verwendet zu werden, die dann als notwendige, aber keineswegs als hinreichende Bedingung für weitere Entwicklung angesehen wird. Andererseits: Oft wird - mehr oder weniger implizit - der Zustand der Modernität in dem Maße annähernd erreicht aufgefaßt, wie "Vielfalt" zu verzeichnen ist, wie eine "Ausdifferenziertheit" von Funktionen oder Varianten generell in Erscheinung tritt. Möglicherweise reflektieren zentrale Begriffe wie Entwicklung und Differenzierung schon perspektivische Einengungen der Betrachtungsweise, in denen Strukturveränderungen, die nichts mit Wachstum oder Differenzierung zu tun haben - z. B. Machtbewegungen, Konflikte, Revolutionen usw. - nur noch als Störfaktoren einer ansonsten als gleichsam naturgesetzlich ablaufend angesehenen Entwicklung fungieren.

Neben der Unschärfe und Inkonsistenz des Modernisierungsbegriffes haben wir die Vermutung ausgesprochen, daß das Konzept schon vom Begrifflichen her nicht wertneutral ist. Beim Vergleich von Ansätzen, die sich als Untersuchung von "sozialem Wandel" verstehen mit solchen, die sich als modernisierungstheoretische Ansätze begreifen, scheint der Unterschied häufig nur in einer bestimmten Wertung zu bestehen, die vorgenommen wird anhand der Nutzung bestimmter bevorzugter Meßgrößen (wie z. B. Grad der Industrialisierung, Grad der Rationalisierung usw.), wobei diesen Kriterien objektive Diskriminierungsqualität zugeschrieben wird. Dabei werden moderne Gesellschaften als "fortschrittlicher" (!) und "überlegen" angesehen, wobei häufig der gesellschaftliche Entwicklungsstand der Vereinigten Staaten als Modell und Maßstab fungiert und andere Sozialsysteme entsprechend ihrem Rückstand zu dieser Gesellschaftsform als "Nachzüglergesellschaften" eingereiht werden. Es gibt jedoch keine übergreifende Skala und Meßlatte, welche die konsistente Zuordnung und Messung relativer Abstände ermöglicht. Vielmehr wird meist im Paarvergleich, oder, was schon problematischer ist, im Gruppenvergleich eine jeweils relative Zuordnung in bezug auf sehr eingegrenzte Kriterien vorgenommen. Vergleiche zwischen Gesellschaften sind dabei durchweg reduziert auf quantitativ meßbare Größen. Der Vergleich qualitativer Dimensionen entzieht sich meist

einer modernisierungstheoretischen Argumentationsweise, oder aber er verkürzt sich auf unangemessene Indikatoren. Selbst dann, wenn wir den Vergleich nur auf der Basis quantitativer Größen belassen: Es gibt kaum hinreichende Konzepte, die das Zusammengruppieren bestimmter Länder als ähnlich modern rechenfertigen können, noch weniger verfügbar sind Modellvorstellungen, welche die besondere Identität konkreter einzelner Gesellschaften als spezifisch "modern" abbilden.

Wir müssen also fragen, welche "Mischung" notwendig ist, um schließlich zu welchem "Gesamteindruck" zu kommen. Wenn einerseits das politische System rigide ist und autoritär, wenn andererseits die gleiche Gesellschaft ökonomisch erfolgreich ist, wenn darüber hinaus die Familienstruktur patriarchalisch ist - wie lautet dann das Gesamturteil? Nehmen wir etwa ein Land wie Japan: Neben der Tatsache, daß der Grad der Industrialisierung sehr hoch und der wirtschaftliche Erfolg nach Weltmaßstäben bedeutend ist, finden wir, daß die betrieblichen Strukturen, die solche Erfolge ermöglichen, oft noch extrem patriarchalisch sind - und daß diese Form von Abhängigkeit von den Arbeitnehmern auch noch bewußt erstrebt wird. Fehlt hier den Individuen das, was Lerner mit Empathie bezeichnen würde? Und müßten der japanischen Gesellschaft aufgrund dieser Tatsache wieder "einige Punkte abgezogen" werden bei der Bewertung als "moderne Gesellschaft"?

Die hier angedeuteten Probleme deuten wohl darauf hin, daß bei Anlegen verschiedener Kriterien bei vielen Ländern ein Phänomen auftritt, das wir als Modernisierungs-Inkongruenz bezeichnen möchten. Wie wir in Industriegesellschaften unseres Typs immer wieder mit der Gleichzeitigkeit des ungleichzeitig Entstandenen konfrontiert werden, so gibt es guten Grund zu der Annahme, daß verschiedene Gesellschaftsbereiche eine höchst unterschiedliche "Geschwindigkeit" der Modernisierung aufweisen, sondern daß auch bleibend Kombinationen von Konstantem und in Bewegung Befindlichem zu verzeichnen sind - und in dieser Anordnung wahrscheinlich sogar eine funktionale Notwendigkeit für Gesellschaften mit eigenständiger Identität darstellen. Dieser Gedanke ist in dem Begriff der "partiellen Modernisierung" noch nicht genügend expliziert; auch scheint es uns keineswegs zwingend zu sein, solche Inkonsistenzen vornehmlich oder gar ausschließlich unter Gesichtspunkten eines "systemischen Ungleichgewichtes" zu interpretieren.

Damit wird nun aber deutlich, daß die auffindbaren Inkongruenzen nicht lediglich als Ausdruck eines partiellen Zurückgeblieben-Seins interpretierbar sind. Die ethnozentrische Neigung, die eigene Gesellschaft oder Gesellschaften westlichen Typs hinsichtlich aller dieser Kriterien zum Maßstab der Entwicklung zu machen, dürfte eine unangemessene Generalisierung der westlichen Erfahrungs- und Interessenlage darstellen. Eben dies macht auch den Begriff der Entwicklungsländer so fragwürdig, denen dann gewissermaßen der ökonomische Zugzwang und die moralische Pflicht auferlegt ist, ihren Zustand des Zurückgeblieben-Seins aufzugeben und jenen westlichen Gesellschaften nachzueifern. Aus dieser Sicht können dann Gesellschaften recht eindimensional danach skaliert werden, wie "primitiv" sie noch sind und welchen Weg sie noch vor sich haben. Vielleicht sollte man sich deshalb hier schon aus Gründen der Ausgewogenheit auch von solchen theoretischen Ansätzen zur Entwicklungsthematik stimulieren lassen, die von den "betroffenen" Gesellschaften, von den Entwicklungsländern selbst stammen. Diese sind nämlich meist als sog. "Dependenztheorien" formuliert, in welchen das, was Modernisierungstheorien als Vorbild-Funktion von "Pioniergesellschaften" verstanden wissen möchten, als neue Form von Kolonialismus und als unangebrachte Bevormundung abgelehnt wird. Abgesehen davon, daß Dependenz Verschiedenes bedeuten kann - Herr Eisenstadt hat es eben gesagt - und abgesehen auch davon, daß Unabhängigkeit hier offensichtlich auch nicht Autarkie bedeuten kann, sollten vielleicht doch Perspektiven von Modernisierung entwickelt werden, die zwischen beiden Positionen vermitteln. Solange die Ansätze in einer solchen Kontraststellung verharren, dürfte auch der Weg zu einer gemeinsam getragenen sozialtechnologischen Konzeption geplanten sozialen Wandels in diesen Ländern versperrt sein.

Wir sprachen von perspektivischen Einengungen, die das Konzept der Modernisierung begleiten. Insofern scheinen uns die Bedenken, die René König vor etlichen Jahren gegen die Verwendung der Begriffe "Fortschritt" und "Entwicklung" vorgebracht hat, mutatis mutandis auch für den Modernisierungsbegriff zu gelten. König schreibt: "Die Begriffe 'Fortschritt' und 'Entwicklung' sind wertbelastet, weil sie eine vorgegebene Richtung des Wandels entweder als Zielpunkt oder als eine in der Gegenwart bereits gegenwärtige Determinante ansetzen, deren Ablauf von Anfang an bereits festgelegt und nur entfaltet wird." (R. König 1967, S. 291). Dabei muß nun auch problematisiert werden, ob es so etwas wie einen Endzustand der Modernisierung überhaupt gibt. Die zunehmende Diskussion um die "postindustrielle Gesellschaft" oder - im Bereich des Wertsystems - um die "postmaterielle Gesellschaft", die eine neue Quali-

tät gesellschaftlicher Formation am Horizont unserer eigenen Entwicklung zu erkennen glaubt, umreißt diese Fragestellung. Insoweit diese neuen Konzepte zur Kennzeichnung eines "neuartigen Zustands" gerechtfertigt erscheinen, stellt sich doch für einen modernisierungstheoretischen Ansatz, der als zentrale Variable den Grad der Industrialisierung enthält, die Frage, inwieweit entweder eine neue Zieldefinition für Modernität notwendig wird, oder ob die Modernität im bislang formulierten Sinne eben kein Endstadium darstellen kann, und ob, bei Festhalten an bisherigen Abgrenzungen, dann nicht konsequenterweise von einer "post-modernen Phase" gesprochen werden müßte. Generell eröffnet diese Überlegung eine Perspektive, die im Rahmen bisheriger modernisierungstheoretischer Überlegungen u. E. entschieden zu kurz gekommen ist: Da die vorherrschende Denkrichtung auf den Entwicklungsgang der "Entwicklungsländer", also der vergleichsweise wenig industrialisierten Gesellschaften abstellt, liefern diese Ansätze kaum hinreichendes Material dafür, wie denn die weitere Entwicklung der im weltweiten Vergleich schon am stärksten fortgeschrittenen Länder konzeptuell zu erfassen sei. Wenn Wandel auch in "saturierten" Industriegesellschaften laufend weiter stattfindet, und wenn er auch für diese Gesellschaften ein konstitutives Prinzip ist, dann muß auch von hier aus das Modernisierungskonzept relativiert, evtl. dynamisiert werden.

Ein weiterer Punkt verdient unsere Aufmerksamkeit. Insofern Modernisierungstheoretiker zugleich Anhänger der Konvergenzthese sind, findet sich bei ihnen die Annahme, daß auch bei Einschlagen verschiedener Entwicklungswege der Industrialisierung Strukturgesetzmäßigkeiten immanent sind, die auf eine allmähliche Eliminierung ganz bestimmter Alternativen und kraft der dem Industriesystem immanenten Logik zwangsläufig auf ähnliche bis gleiche Gesellschaftsformen hinauslaufen. Es ist sicherlich müßig, auf dieser allgemeinen Ebene über die Stichhaltigkeit einer solchen Aussage zu befinden. Sinnvoller wäre nach unserer Auffassung, die Konvergenzthese nicht als vorgängiges Leitprinzip einzuführen, sondern empirisch das tatsächliche oder mögliche Ausmaß und denkbare Angriffspunkte der Konvergenz zu erfassen und danach erneut spezifische Hypothesen zu formulieren, unter welchen Bedingungen in welchen Bereichen Konvergenz auftritt. Während es durchaus Indizien gibt für Konvergenz in bestimmten Bereichen, ist doch gleichzeitig auch Divergenz bzw. Invarianz in anderen Bereichen festzustellen, wie dies etwa Rainer Baum herausgearbeitet hat. Aber auch bei einer bereichsspezifischen empirischen Erfassung werden wiederum gewisse Schwierigkeiten der Messung deutlich, die

mit der quantitativen Schlagseite der gegenwärtigen Modernisierungsforschung zusammenhängen. Dabei sind Begriffe wie "Urbanisierung" oder "Alphabetisierung" einem quantitativen Zugriff weitgehend offen, wohingegen komplexere Begriffe wie Rationalisierung oder Optionssteigerung der quantitativen Messung viel schwerer zugänglich sein dürften. Die Frage nach den kulturellen Strukturen sowie die Analyse von Wertverschiebungen entzieht sich mit den heute gebräuchlichen Verfahren weitgehend der Quantifizierung, die oftmals schon deshalb nicht möglich scheint, weil im Modernisierungskonzept die Gleichwertigkeit und Gleichgewichtigkeit möglicher alternativer Wertsysteme ausgeschlossen bleibt. Vielleicht ist es auch gerade jene Inkompatibilität kultureller Werte, die die Vergleichbarkeit von Ergebnissen in interkulturellen Studien erschwert und die sich im strukturellen Bereich auf der institutionellen Ebene ebenso äußern mag wie auf der Ebene kulturell geprägter Verhaltensmuster. Die Entwicklung und Anwendung eines umfassenden und über Zeit vergleichbaren Katalogs möglicher Indikatoren im Sinne des Modernisierungskonzepts dürfte daher mehr Probleme aufgeben als es in den partikularen Vergleichen zwischen Gesellschaften geschieht, wo üblicherweise nur selektive Kriterien aufgegriffen werden, und wobei häufig der kulturelle Kontext vernachlässigt wird, in den die einzelnen Aspekte eingebettet sind. Es gibt leider gegenwärtig kein plausibles Verfahren, die Identität, die Besonderheit eines Sozialsystems verbindlich festzustellen, es sei denn aufgrund seiner spezifischen Biographie.

Eng verbunden mit der Einengung der kulturellen Perspektive dürfte auch die simplifizierende Annahme sein, daß "Tradition" und "Moderne" den Charakter von zwei exklusiven Systemen haben. Auf diesen Punkt hat Reinhard Bendix aufmerksam gemacht, wenn er kritisiert, daß das mögliche Spektrum sozialen Wandels auf die Betrachtung vorwiegend solcher Aspekte eingeengt wird, die sich der eindimensionalen Dichotomie Traditionalität und Modernität fügen, womit vielfach je exklusive Gleichgewichtszustände gemeint sind. Dieser Gedanke exklusiver Gleichgewichte findet sich explizit bei Talcott Parsons, implizit jedoch bei vielen Studien zur Modernisierungsforschung. In steno-graphischer Form lautet diese Vorstellung so: Auf dem Wege vom Gleichgewichtszustand G_1 (traditionale Gesellschaft) zu G_2 (modernisierte Gesellschaft) durchschreitet jede Gesellschaft zwangsläufig eine Zone des Ungleichgewichts. Zwischen den beiden Polen sind dann gewissermaßen alle transitionalen Gesellschaften angesiedelt, die sich lediglich auf dem Wege zu einem neuen Gleichgewichtszustand befinden. Diese Betrachtungsweise dürfte sich dahingehend

auswirken, daß sämtliche Erscheinungsformen des Konflikts in solchen transitionalen Gesellschaften - wie Verlust der Wertorientierung, Verhaltensunsicherheiten, Produktionsstörungen usw. - nach diesem Erklärungsschema behandelt und als vorübergehende Friktionsstörungen angesehen werden, die lediglich Ausdruck der hier zur Betrachtung stehenden Übergangsphase sind. Die implizite Annahme, daß diese und ähnliche Konflikte im Utopia der vollkommen modernisierten Industriegesellschaft dann entfallen, dürfte nach dem Stand des bisherigen empirischen Wissens vollständig falsch sein, auch wenn die jeweils neu aufscheinenden Konflikte möglicherweise einen anderen Stellenwert haben: Sie äußern sich möglicherweise in gesteigerten Kriminalitätsraten, in wachsender Arbeitslosigkeit - und Friktionsstörungen verlagern sich vom Produktionsbereich in die Konsumtionssphäre.

Damit wird auch zweifelhaft, ob Modernisierung immer und unter allen gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen positiv zu bewerten ist. "Modernisierung" als analytisches Konzept hatte und hat die implizite Konnotation von Verbesserung, Entwicklung und Fortschritt. Hierbei kommt offensichtlich grundlegend eine Perspektive zu kurz, die auch die möglichen sozialen "Kosten" einer solchen Entwicklung einbezieht: Die Vermehrung des Energieangebots etwa ist eine notwendige Bedingung zur Aufrechterhaltung des hohen Lebensstandards hochentwickelter Industrienationen. Nicht erst seit Harrisburg wird die Kostenseite dieser Entwicklung sichtbar, die u. a. als Wachstums- und Umweltkrise heute unser Augenmerk beansprucht. Diese Zweifel betreffen auch die Individualebene: Die Rollenkonfigurationen heutiger Gesellschaftsmitglieder sind durchweg so komplex geworden, daß die meisten Bezüge durch das Individuum nur noch partiell "bedient" werden können. Offene Netzwerke der Beziehung lassen sich zwar als Zunahme von Optionen interpretieren, als Voraussetzung höherer Mobilität, können andererseits aber auch mangelnde Vertrautheit, zunehmende Anonymisierung und zunehmenden Rollen-Streß bedeuten - Tatsachen, die dem subjektiven Empfinden des Durchschnittsbürgers offensichtlich nicht als Gewinn erscheinen. Die Zunahme von Optionen - um die von Scheuch bevorzugte Dimension hier herauszugreifen - bedeutet zwar eine Zunahme der Wahlmöglichkeiten, aber letztlich auch die Qual der Wahl; und man kann wohl nicht sagen, daß in den hochentwickelten Industriegesellschaften alle Probleme gelöst sind, die mit der selektiven Bewährung des Einzelnen verbunden sind. Gerade im Sinne einer "Soziologie des Alltags" ist somit zu fragen, was denn vom einzelnen Individuum als erwünschte und erhoffte Entwicklung angesehen wird; und hier, so scheint es, gibt die Modernisierungs-

theorie ungenügend Antwort. Die Reaktion, dem Individuum hier ein "falsches" oder ungenügend ausgebildetes Bewußtsein zu bescheinigen, wäre zweifellos eine zu "einfache" Lösung. Auch moderne Strukturen fordern ihren Preis.

Die Schwierigkeiten des Modernisierungskonzepts werden auch an einer anderen Stelle deutlich. Wir sagten schon, daß das lineare Entwicklungsdenken nicht sonderlich gut dazu geeignet ist, unseren Blick für Prozesse der Devolution und Demodernisierung zu schärfen. Vorgänge der Verländlichung, der Re-Islamisierung, der De-Partizipation, Erscheinungen der Diskriminierung, der Entdemokratisierung usw. geraten nicht in unser Blickfeld - sie werden gewissermaßen nur als Störungserscheinungen des univalenten Kaleidoskops zurechtgeschüttelt. Auch wird gelegentlich sichtbar, daß Modernisierung oftmals nur an der Peripherie stattfindet: Dabei handelt es sich meist um eine industrielle Revolution "von oben", die dem institutionellen Bezugsrahmen eher bestimmt als den Aspekt der "individual modernity" - um einen Ausdruck von Inkeles zu gebrauchen - der sich auf internalisierte Werte und Einstellungen bezieht. In solchen Fällen ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß unter bestimmten auslösenden Bedingungen traditionale Strukturen und Gesinnungen wieder aufbrechen.

Es scheint also, daß sich wesentliche Vorgänge sozialen Wandels, die sich in unserer heutigen Zeit vollziehen, nach dem scheinbar bewährten Muster der Modernisierungsforschung nicht angemessen einordnen lassen. Sehr deutlich wird dies an solchen Vorgängen, die höchst aktuell mit dem Begriff der Re-Islamisierung umschrieben werden, ein Prozeß, der analog auch in nicht-islamischen Ländern sich vollzieht. So suchen gegenwärtig Völker der dritten Welt in autochtonen Werten Lösungen ihrer Probleme: Afrikaner besinnen sich auf ihre Stammestraktionen, Asiaten und Südamerikaner entdecken ihre alten Kulturen wieder, in Indien werden religiöse Traditionen wiederbelebt usw. Vom Niger bis zum Indus, von Indonesien bis Marokko wird der Ruf nach hausgemachten Lösungen laut, der Anspruch auf eigene Identität, die Suche nach anderen kulturellen Mustern als dem westlichen Schema der Modernisierung. Die Rückkehr zur Orthodoxie erscheint dabei als ein möglicher Weg der Identitätsfindung, und sie scheint jenen Ländern eine Art Eigenständigkeit zu verleihen, die diesen Menschen oft begehrenswerter erscheint als die Errungenschaften kapitalistischer oder sozialistischer Technik sowie eines Wohlstandes, an dem sie meist ohnehin ungenügend teilhaben bzw. der ihnen im Lichte ihrer Leitmaximen und Grundwerte als fragwürdig erscheinen muß. Hier und anderwärts

zeigt sich, daß die Internalisierung westlicher Verhaltensformen oft nur äußerlich, peripher ist oder zumindest verschlungener Wege der Assimilation einzuschlagen vermag als es etwa eine simple Konvergenzthese glauben machen möchte.

Man sollte auch vorsichtig genug sein, diese und ähnliche Erscheinungen sozialen Wandels nicht lediglich als Rückschritt ins Mittelalter, als Regression in die Barbarei zu interpretieren. Vielmehr handelt es sich um eine Wiederbelebung alter Wertsysteme, deren Tragfähigkeit für heutige Sozialverhältnisse freilich noch dahinsteht bzw. deren Bedeutsamkeit für Menschen, die schon mit der "industriellen Alternative" Bekanntschaft gemacht haben, sich erst noch erweisen muß. Wir meinen jedoch, daß sich schon jetzt zeigen läßt, daß solche Entwicklungen nicht lediglich als Friktionsstörungen eines ansonsten durchaus noch stimmigen Prozesses der Modernisierung - sprich: Verwestlichung - zu rechtgestutzt werden dürfen. Hier begegnen wir Wandlungsvorgängen, die die eingeeengte Perspektive des Modernisierungskonzepts zu eng und damit unstimmig erscheinen lassen. Wir vermuten, daß eine solch restriktive Sicht mit der Vorliebe vieler Modernisierungstheoretiker zusammenhängt, mit stark vereinfachenden Modellvorstellungen zu arbeiten, die im Schlepptau vorzugsweise systemtheoretischer Analysen oftmals dichotomische Gestalt annehmen. So scheint uns die Annahme, traditionale und moderne Gesellschaften als sich selbst erhaltende, im Gleichgewicht befindliche Einheiten zu begreifen, das Ergebnis einer einseitig strukturalistischen und systemorientierten Sichtweise zu sein. Auf diese Weise ist die Modernisierungsforschung auch für viele Argumente anfällig, die seitens der Wissenschaftstheorie gegen die Systemperspektive schlechthin vorgebracht werden. Ein zentrales Argument besteht darin, daß aus der Systemlogik heraus Entwicklungstendenzen deduziert werden, in der Menschen und Gruppen, Mächte und Interessen, Absichten und Zielvorstellungen keinen Platz mehr haben oder allenfalls als beschleunigende oder verzögernde Faktoren einer vorab bereits festgelegten eindimensionalen Programmatik und Richtung des sozialen Geschehens angesehen werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Ungenügen vieler Konzepte zur Modernisierungsforschung darauf zurückzuführen ist, daß sie den Menschen mit seinen Einstellungen und Verhaltensweisen, mit seinen Zielvorstellungen und seinen Widersprüchlichkeiten, weitgehend aus der Analyse verbannt hat. Wir sprechen daher die Empfehlung aus, die gängige strukturalistische Perspektive systemtheoretischer Betrachtung zugunsten einer verhaltensorientierten Perspektive zu verlassen, die den Menschen als Träger und Betroffenen des sozialen Wandels wieder in den Vordergrund rückt. Zumindest sollte man solche Ansätze, die dem

methodologischen Individualismus verpflichtet sind, gleichberechtigt neben eine strukturelle Perspektive stellen und den Theoriewettbewerb unter dem Gesichtspunkt des Informationsgehalts solcher Theorien eröffnen. Vielleicht können damit einige der hier aufgezeigten möglichen Fallgruben vermieden werden, die das Modernisierungskonzept sonst dem Verdacht aussetzen, als Perspektive zu eng und als Konzept zu wertbelastet zu sein.